

# Die Homoerotik im Urteile schweizerischer Gelehrter [Fortsetzung]

Autor(en): **Rheiner, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Freundschafts-Banner**

Band (Jahr): **4 (1936)**

Heft 21

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567087>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Durch Licht  
zur Freiheit!**Schweizerisches**Durch Kampf  
zum Sieg

# Freundschafts-Banner

**Verbandsorgan der „Schweiz. Liga für Menschenrechte“.** vormals „S.Fr.-V.“  
Korrespondenz-Adresse für Redaktion und Verlag: Postfach 121, Helvetiapost, Zürich 4Erscheint am 5. und 20. des Monats / Redaktionsschluß je 3 Tage vorher / Postcheck VIII 21.560 / Tel. 39.868  
Abonnementspreis (muß vorausbezahlt werden):  $\frac{1}{4}$  jährl. Fr. 2.60,  $\frac{1}{2}$  jährl. Fr. 4.80, jährl. Fr. 9.50 inklusive Porto

## ALLERSEELEN

von Berta Hallauer.

Horch, was leis die Toten sprechen,  
Heut' entrückt der Erde Schoß,  
Denn für Stunden dürfen brechen  
Alle sie das schwere Schloß.  
Aber nun sie recht zu hören,  
Muß man in die Stille geh'n,  
Niemand darf den Frieden stören,  
Nur dann kann man sie versteh'n.

Und sie fangen an zu reden,  
Wie lebendig, so bewegt,  
Daß einmal doch für jeden  
Eine Scheidestunde schlägt.  
Und wie dann, was man erträumte,  
Wie der Reichtum einer Welt,  
Wenn man drob sein Heil versäumte,  
So wie Staub in Nichts zerfällt.

Denn so flüchtig wie das Leben  
Ist auch alles, was es gibt.  
All dein Ringen, all dein Streben,  
Alles, was du heiß geliebt,  
Reißt es wieder an sich schnelle,  
Als ob's nicht dein eigen wär';  
Und sieh' an der letzten Schwelle  
Sind doch deine Hände leer.

Und nach all den tausend Mühlen,  
Nach der tiefsten Herzensnot,  
Muß die Seele von dir ziehen  
Ohne Licht und Wanderbrot. —  
Ja, so sprechen uns're Toten,  
Grüßend streift uns ihr Gewand,  
Denn sie sind als ernste Boten  
Mahnend uns heut' zugesandt. —

## Die Homoerotik

### im Urteile schweizerischer Gelehrter

von Rudolf Rheiner.

Ziehen wir nun die praktische Konsequenz und wenden uns der Gesetzgebung zu. —

Wenn es die Aufgabe des Staates ist, seine Existenz durch gesetzliche Bestimmungen insofern zu sichern, daß der Geschlechtstrieb der von der Natur geforderten Erhaltung der Art gewahrt bleibt, so ist das selbstverständlich. Der Gesetzgeber muß dabei aber folgende biologische Momente ins Auge fassen: erstens, den unwiderstehlichen Zwang zur Entäußerung sexueller Gefühle, der sich beim Manne, seiner ihm von der Natur zugewiesenen Rolle entsprechend, anders äußert als beim Weibe; zweitens, die außerordentliche Manigfaltigkeit, mit der die Natur diesen Trieb zur Geltung bringt und drittens die enorme Verschwendung der männlichen wie der weiblichen Geschlechtsprodukte, die wir überall in der Natur im Pflanzen- wie im Tierreich beobachten können, und wie trotz dieser Verschwendung nur relativ verschwindend wenig neue Individuen erzeugt werden und doch die Arten erhalten bleiben. Von diesen biologischen Gesichtspunkten ausgehend, müßte der Gesetzgeber, wenn er objektiv gerecht sein wollte, entweder das freie Spiel der Natur ohne Einschränkung gewähren lassen, solange keine allgemeinen oder speziellen Interessen verletzt werden, oder er müßte alle und jede Verschwendung der zur Erzeugung von Nachkommenschaft dienenden Geschlechts-

produkte unter Strafe stellen. Wenn jede beischlafähnliche Handlung deshalb bestraft werden soll, weil sie nicht der Erhaltung der Art dient, so ist nicht einzusehen, weshalb diese Handlungen nur bestraft werden sollen, wenn sie gerade und allein bei gleichgeschlechtlichen Individuen vollzogen werden. So wäre es vom biologischen Standpunkt aus viel richtiger und auch logischer, jeden Sexualakt — ehelich oder außerehelich — zu bestrafen, der nicht dem Zwecke der Erhaltung der Art dienen würde. Und schließlich würde jede onanistische Handlung mit Ejakulation bei geschlechtsreifen, männlichen Individuen einer solchen Gesetzgebung zum Opfer fallen müssen. Diese Ueberlegung allein sollte die Ungerechtigkeit, die solche gesetzliche Bestimmungen nach sich ziehen, in grelles Licht stellen. Andererseits, wohin tendiert eine solche Gesetzgebung? Der homosexuell Veranlagte ist in der Regel gar nicht imstande, zu kohabitieren — ein Umstand, der vielen Aerzten und den meisten Richtern gar nicht bekannt ist; er hat keine Möglichkeit, dem ihm von der Natur auferlegten Zwang in anderer als homosexueller Art zu genügen. Die Gesetzgebung will ihn aber zwingen, auch seinerseits zur Erhaltung der Art beizutragen. Das mag wohl juristisch gedacht sein, biologisch aber führt dieser Zwang zu Naturwidrigkeiten; der Gesetzgeber spielt da biologisch geradezu eine komische Rolle. Wenn wir nun aus unsern Dar-

legungen auch ersehen konnten, daß nicht die Homosexualität als solche, sondern nur die Anlage zu ihrer Erwerbung vererbbar ist, so wird in solchen Fällen, wo schließlich doch einmal in der Ehe mit einem Homosexuellen eine Befruchtung stattfinden konnte, die Gefahr, daß der männliche Nachkomme durch Einwirkung des Mileus wieder homosexuell wird, keine geringe sein. Dieses Moment tritt aber völlig in den Hintergrund gegenüber all dem vernichteten Lebensglück, all den Familienkatastrophen, herbeigeführt durch eine solche Ehe mit einem Homosexuellen an und für sich. Solange das Infamierende, das heute noch durch die unrichtige Auffassung von der Moral der Homosexuellen bedingt wird, fortbesteht, wird bei vielen dieser Männer das Bestreben obwalten, durch eine Ehe den äußern Schein zu wahren. Dieser Umstand allein spielt eine so ungeheure Rolle in unserm gesellschaftlichen Leben, und zwar in allen Kreisen — es sei dies hier ganz ausdrücklich und freimütig allen aufrichtigen wie heuchlerischen Moralpredigern gegenüber hervorgehoben, in den niedrigsten wie in den höchsten — und hat so viel menschliches Unglück zur Folge, zerstört so viel reines Menschenglück, vernichtet so viele Hoffnungen, daß für jeden, der einen wirklich klaren Einblick in diese Verhältnisse hat, **schon dieser Umstand allein für eine Aenderung der Gesetzgebung maßgebend sein sollte.** Denn schließlich bei aller Paragraphierung unseres gesellschaftlichen Lebens müßten wir uns doch immerfort daran erinnern, daß das Bollwerk unserer Kultur das Familienleben ist. Es kann deshalb für den Staat nichts Widersinnigeres geben, als wenn er durch Gesetzesparagraphen Bürger dazu zwingt, eine seiner allerwichtigsten und fundamentalsten Einrichtungen, wie die der Ehe und der Familie, zu mißbrauchen, lediglich, um sich vor solchen rein biologisch unhaltbaren Gesetzesparagraphen zu schützen.

(Fortsetzung folgt)

## FEUERWERK

von André Cords.

2

(Schluß)

Während die Kellner leise und geschäftig herumgingen, Speisen auftrugen, schäumenden Wein in zarte Gläser schenkten, während um ihn halb geflüsterte Unterhaltung von vielen fremden Zungen zu einem leisen Summen answoll und das Klirren der kostbaren Geschirre wie ein rituelles Gebet begleitete, ging Reimann in Gedanken auf die Straße. Er lief hinter jenem Unbekannten her, flüsterte ihm hastig ein Wort zu, glaubte fast, den Atem des Jungens zu spüren. Nichts war um ihn, nur die Erscheinung war leibhaftig und gegenwärtiger als diese, die ihn umgaben. Er sah das feine Gesicht, die leicht bräunliche Haut, die das javanische Blut den Holländern brachte... Reimann aß mechanisch und gar nicht ungeduldig. Er war viel zu sehr dem Augenblick entrissen, er schwelgte in den Ausmalungen phantastischer Szenen; dann nahm er sich wieder in die Hand, sah, daß es spät war, beeilte sich.

Später, als Reimann ans Meer gelangte, war es bereits finster. Es war unmöglich zwischen den Leuten hindurchzukommen. Die Berührung der vielen Körper, die alle nach irgend einem Daheim rochen, ekelte ihn. Aber es trieb ihn eine Macht, die stärker war als Ekel und Scheu. Manchmal erschrak er beim Anblick eines gelben Mantel und war enttäuscht, wenn es nicht „sein“ Mantel war. Plötzlich erloschen die Lichter und Lampen; unsichere Umrisse zeichneten sich in das nächtlich trübe Licht. Einen Augenblick bannte lähmende Erwartung; dann drängten alle zum Geländer.

Undurchdringlich wurde der menschliche Wust. Und schon schossen drei Raketen zischend in den Himmel, neigten sich, erloschen. Andere folgten mit lautem Knall. Zuletzt sprühte es von überall her. Die weitgeschwungenen Girlanden glühten auf und ein Regen rieselnder Funken floß lautlos auf den Grund. Sonnen drehten ihre feurigen Gesichter und sangen leise pfeifend. Die Kronen entluden krachende Blitze, daß es manchmal wie am Tage aufhellte. Tausend erschrecktfröhliche Gesichter starrten weiß und gespenstisch in den Nachthimmel. Drüberhin schwebten und verwebten sich zahllose Wölkchen, weißlicher Rauch, der zusammenfloß wie ein umgestürztes Meer.

Reimann ging langsam hinter der Menschenmauer. Wenige standen im Hintergrunde. Niemand sah ihn. Da — Reimann zuckte zusammen — da war „sein“ Mantel! Leise trat er dem Schönen nahe, blieb stehen, sah hinauf. Feuer durchschwirrte den Himmel von allen Enden, farbige Helle wechselte mit atemloser Finsternis. Drüben auf dem Pier tauchten Gesichter auf und verschwanden, gedrängt aneinander, wie Traubenbeeren. Reimann fühlte wie er vor verliebter Schwäche und innerer Anspannung zitterte. Der Junge hatte ihn bemerkt, es war kein Zweifel. Er tat so, als ob er hinausehe mit den andern, in Wirklichkeit aber hielt er seine ganzen Sinne an sich, fühlte, daß der andere bei ihm war, ganz dicht, nun von einem Fuß auf den andern trat und jedesmal ein kleines Stückchen näher kam. — Wie schön er ist, dachte Reimann. Jetzt gerade in der halben Helle erschien er ihm noch begehrenswerter. Leise berührten sich ihre Körper, vorsichtig und fast nebenbei. Ihn durchfuhr es wie Feuer, schwindelndes, ausfüllendes Feuer. Ihm schien es, als ob sie beide allein und unerkant da wären, er und der Schöne; rings herum unzählige Gesichter, ekstasisch aufwärts gewandt, ihrer unachtsam. Sie preßten sich mehr und mehr aneinander, die beiden Unbekannten, die sich so tief durchdrangen.

Wußte nicht jeder um des andern Verzweiflungen, Sehnsüchte? Und alles das, was sie nicht aussprachen, das ihren Augen einen heimlichen Schein von Fragen und Lockung verlieh, das sie mit eigener Bedeutung umgab? Ja, sie kannten sich besser als diese andern. Und sie waren inniger verschmolzen ohne das Wissen um Alltäglichkeiten, einer ganz im andern, hingebend in innerer Umarmung.

Noch hatte sich der Jüngling gar nicht nach Reimann umgesehen, nur im Gefühl des Anlehns sich an ihn geschmiegt, beide von namenloser Lust hingekissen, als die letzten Flammen in das Gewölk aufstoben, Schüsse dröhnten und die vom Banne erlöste Menge langsam und zäh auseinanderwich. Reimann schritt neben dem Jüngling; er nahm sich dieses Recht und jener billigte stumm. Erst als sie die Menschen in ihrem Rücken fühlten, begann Reimann zu sprechen. Französisch?... Deutsch?... Englisch?... Der Jüngling sah ihn an und lächelte. Nein, nichts von allem dem verstand er. Auch er redete etwas in seiner Sprache, das Reimann wiederum nicht begriff. Von da an vermieden sie es, zu sprechen; die Mühe war umsonst. Schweigend gingen sie vom Weg hinunter auf den flachen Strand. Der Sand knirschte leise. Weit draußen war es feucht und einsam. Ganz hinaus gingen sie, bis wo die dunkle Flut heranrauschte, unablässig und schicksalsmäßig. Ringsum war Nacht, verhängt von tiefen ziehenden Wolken. Die Strahlen des Leuchtturmes glitten lautlos durch die finstere Weite. Nun ergriff es fremd die beiden Unbekannten, hier, inmitten der Gewalt einsamer Mächte, von denen eine feierliche Wildheit auf sie überfloß, Gefühl, wie es am Anfang war, stark, einfach und gebietend. Der Jüngling den feinen Kopf zurückgelehnt, mit geschlossenen